



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Heinrich Heine

Keiter, Heinrich

Köln, 1906

I. Die Jugendjahre (1797 - 1815)

urn:nbn:de:hbz:466:1-32940



Erster Abschnitt.

Die Jugend- und Universitätsjahre (1797—1825).

I.

Die Jugendjahre (1797—1815).

Heinrich Heine wurde zu Düsseldorf am 13. Dezember 1797 — dieses Datum scheint jetzt ziemlich festzustehen — als das erste Kind des jüdischen Manufakturwaren-Händlers Samson Heine geboren. Er erhielt den Namen Harry, den er später mit Heinrich vertauschte. Ihm folgten eine noch lebende Schwester, Charlotte, sowie die Brüder Gustav und Maximilian.

Die Familienverhältnisse, in denen er aufwuchs, die Zeit, in die seine Erziehung fällt, erklären manchen Zug in dem widerspruchsvollen Charakterbild des Dichters. Heine selbst hat von seinen Eltern in dem noch erhaltenen ersten Teile seiner Memoiren eine liebevolle und eingehende Schilderung entworfen, die eines humoristisch-satirischen Hauches nicht entbehrt. Der Vater, der eine reich bewegte, ziemlich leichtsinnige Vergangenheit hinter sich hatte, war ein lebensfroher Mann, der Spiel, Wein und Weiber liebte, nobeln Passionen zugetan war und mit seiner weichen, fast weiblichen Schönheit leicht die Herzen eroberte. Er hatte, obgleich er immer rechnete, keinen berechnenden Handelsgeist und brachte es nie zu befriedigenden Vermögensverhältnissen. Heine hat von seinem Vater manche Eigentümlichkeit geerbt: Samsons Leichtsinn, Verschwendungssucht und Freigebigkeit gingen auf den Sohn über, der denn auch ebenso wie der Vater beständig mit dem Mangel an Geld

zu kämpfen hatte. Heine liebte seinen Vater aufrichtig; er versichert oft, daß er ihm von allen Menschen am meisten zugetan gewesen sei.

Auf Heines Erziehung hat der geistig keineswegs hervorragende Vater einen wesentlichen Einfluß nicht ausgeübt. Die Mutter Peira — später nannte sie sich Betty — nahm die Erziehung ihres begabten Lieblingskindes selbst in die Hand und entwarf in ihrem nur zu beweglichen Geiste einen vollständigen Plan für seinen Bildungsgang. Sie war eine geborene van Geldern. Heine machte in den an seine Mutter gerichteten Sonetten aus dem van ein von und liebte es in späteren Lebensjahren, sie für eine Adelige auszugeben, er, der sich als den grimmigsten Feind der „Juncker“ aufzuspielen pflegte. Heinrich Laube, der den Dichter genau kannte, sagt in dieser Hinsicht¹⁾: „Mit der Mutter kokettierte Heine frühzeitig. Daß seine Mutter von Adel und eine Christin gewesen, das war etwas, was er betont wissen wollte. . . . Es war ihm ein verführerischer Witz, daß er aus einer Mischung christlichen Adels und jüdischer Rasse entsprossen sein könne und vom Mutterleibe aus romantisches Mittelalter, eingeweicht in zersetzende Geistesstärke, darstelle.“ Heine hat geflunkert; seine Mutter war weder adelig noch von christlicher Abkunft.

Betty Heine war eine begabte und tüchtige Frau, die es wohl verdiente, daß ihr der Dichter bis an sein Ende — sie überlebte ihn um drei Jahre — eine treue Anhänglichkeit bewahrte und ihr in dem ergreifenden Gedicht: „Denk' ich an Deutschland in der Nacht“ noch 1843 ein herrliches Denkmal setzte. Sie hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, so daß sie als Mädchen ihrem Vater lateinische Dissertationen vorzulesen vermochte. Die Kunst des Fabulierens hat Heine indessen nicht von ihr geerbt, wie er dem Vater die Frohnatur verdankte; sie hatte sogar, obgleich sie eine warme Verehrerin Goethes war, eine wahre Angst, daß es ihrem Sohne einfallen könnte, sich dichterisch zu beschäftigen; sie entriß ihm jeden Roman, verbot ihm den Besuch von Theater-Vorstellungen und gab den Mägden die strenge Weisung, in seiner Gegenwart keine Gespenstergeschichten zu erzählen, ein Gebot, das freilich von „Zippel“, der alten Amme Heines, nicht befolgt wurde. Peira wollte einen großen Mann aus ihrem Sohne machen, aber beileibe keinen Dichter.

Streng jüdisch gesinnt war Peira ebensowenig wie ihr Mann, dem auf Betreiben einiger Eiferer die Aufnahme in die jüdische Ge-

¹⁾ Gartenlaube 1868, S. 8.

meinde sehr erschwert worden war. Sie war, wie Heine erzählt, Rationalistin, eine eifrige Schülerin Rousseaus, und weit davon entfernt, ihren Sohn für ein bestimmtes Religionsystem zu erwärmen. So nahm denn Heine auch vom jüdischen Glauben nur Neußerlichkeiten in sich auf; jüdischen Nationalstolz kannte er nicht, und es war ihm im späteren Leben gar nicht angenehm, als Sproß einer verachteten Rasse angesehen zu werden. Auch war das Vaterhaus nicht der geeignete Ort, ihm Liebe zum Vaterlande einzufloßen. Der kosmopolitische Zug im Judentum, verbunden mit einer noch unter dem Einfluß unserer klassischen Literaturperiode stehenden Zeitrichtung, ließ ein starkes Vaterlandsgefühl nicht aufkommen. Die rheinischen Juden erblickten zudem in der französischen Revolutionsarmee den heiß ersehnten Befreier. Durch die Franzosen bzw. durch Napoleon errangen sie endlich Gleichstellung mit den christlichen Konfessionen, sowie Erleichterungen in Handel und Verkehr. Kein Wunder, daß Heine schon im Vaterhause die Liebe zur französischen Nation und die begeisterte Verehrung für Napoleon einatmete, die ihn durch das ganze Leben begleitete und im „Buch Le Grand“ eine einzig dastehende dichterische Verherrlichung gefunden hat. Daß Deutschlands tiefste Erniedrigung dagegen in Heines Familie auch nur den geringsten Schmerz verursacht hätte, wird uns, trotz Strodtmanns Behauptung¹⁾, Betty Heine habe ihre Kinder patriotisch angefeuert, nirgends bezeugt. Viel eher darf man nach Neußerungen Heines annehmen, daß die Nachricht von der Schlacht bei Jena in der Volkerstraße Nr. 53 freudig begrüßt wurde.

Außer der Mutter hatte auf den jungen Heine noch deren Bruder, Simon van Geldern, bestimmenden Einfluß. Er stellte dem lesebegierigen Neffen seine reiche Bibliothek zur Verfügung, ohne es für nötig zu halten, dessen Lektüre zu beaufsichtigen. Hier las Heine neben Schauer- und Räubergeschichten sehr unsaubere französische Romane, die auf seine Phantasie gewiß nicht ohne Einfluß geblieben sind und in ihm die Sehnsucht nach verbotenen Früchten geweckt haben mögen. Höchst wahrscheinlich sog er auch hier schon durch die Schriften Voltaires, Rousseaus, Montesquiens und Mirabeaus die revolutionären Ideen ein, die später einen großen Teil seiner literarischen Tätigkeit kennzeichnen.

Großes Interesse nahm Heine, wie er selbst erzählt, an der ebenfalls in der Bibliothek Simons befindlichen handschriftlichen Reisebeschreibung seines Großoheims, der ausgedehnte Reisen im Orient ge-

¹⁾ I. S. 9.

macht und als genialer Charlatan einiges Aufsehen erregt hatte. Der Knabe vertiefte sich leidenschaftlich in die Lektüre des wunderlichen Buches, so daß seine rege Phantasie in krankhafter Weise gereizt wurde. Oft ergriff ihn am lichten Tage ein unheimliches Gefühl, und es war ihm, als sei er selbst sein längst verstorbener Großvater und lebe nur eine Fortsetzung des Lebens jenes Mannes. Die eifrige Lektüre des „Don Quixote“, der ihm in der Uebersetzung von Ludwig Tieck schon frühzeitig in die Hände fiel, konnte eine heilende Wirkung kaum ausüben.

Nachdem Heine zuerst die Kintelsohnsche Privatschule besucht hatte, bezog er im Herbst 1807 das Lyzeum in Düsseldorf, eine damals kaum zwei Jahre (gegr. 20. Nov. 1805) bestehende Anstalt. Da sie eine Schöpfung Max Josephs, des letzten Kurfürsten aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken und seines für die Aufklärungsideen schwärmenden Ministers Montgelas war, herrschte an ihr ein freisinniger Geist. Sie stellte sich in bewußten Gegensatz zu den damaligen Lateinschulen mit jesuitischem Lehrprogramm und suchte neben den alten Sprachen auch jene modernen Lehrfächer zu pflegen, die man als Erfordernisse der Zeit betrachtete.

Welcher Wind sonst an der Anstalt wehte, geht aus einem der wenigen Stücke hervor, die uns von den Schulakten noch erhalten sind. Es ist ein „Verzeichnis der ersten Schüler der Anstalt, das, obwohl von deutschen Lehrern einer deutschen Anstalt unter einem deutschen Fürsten verfaßt, doch in französischer Sprache geschrieben ist. Denn war auch der Kurfürst Max Joseph damals noch Landesherr, so wankte doch sein Thron schon beträchtlich und die Herren Professoren richteten sich auf das neue französische Regiment ein, das doch über kurz oder lang kommen mußte.“¹⁾ Und der Referent der „Deutschen Dichtung“ bemerkt hierzu nicht mit Unrecht: „Es sei dies, meint Direktor Asbach (in seiner Geschichte des Lyzeums unter bayrischer und französischer Herrschaft) zur Entschuldigung seiner Vorgänger, ein leider in Deutschland nicht vereinzelt Entgegenkommen gegen die nahende Fremdherrschaft gewesen. Gewiß war dem so, und welche Ungerechtigkeit, welchen Mangel an historischem Sinn bekundet es, heute angesichts solcher Gesinnung der Lehrer dem Schüler Heine einen Vorwurf zu machen, daß er für Napoleon schwärmte.“

Am Lyzeum kam Heine zuerst in die neu eingerichtete Vorbereitungs-klasse des Professors Asthöver. Daß er von diesem, einem ehe-

¹⁾ Deutsche Dichtung Bd. 28, S. 104.

maligen Kaplan, zumal im Deutschen, recht wenig lernte, geht aus einer Verfügung des französischen Präfecten vom Dezember 1809 an den Rektor Schallmeyer hervor, in der Alsthöver wegen der ungenügenden Leistungen seiner Schüler im Deutschen (!) getadelt wurde. Gewiß eine sehr bezeichnende Krüge eines französischen kaiserlichen Beamten an einen deutschen Lehrer! Auch die anderen Lehrkräfte, wie Dahmen, Cremer, Brewer und Schramm, scheinen nicht über das Mittelmaß emporgeragt zu haben. Der Hervorragendste unter ihnen, zwar nicht in pädagogischer, wohl aber wissenschaftlicher Hinsicht, war ohne Zweifel der Rektor Schallmeyer, ein früherer Ordensmann (Franziskaner) und Dozent an der Bonner Universität, der 1813 in der philosophischen Klasse Psychologie und Logik sowie die philosophischen Systeme vortrug und zwar in ganz freisinniger Weise. Heine selbst sagt in seinen Memoiren (VII, S. 461): „Es ist gewiß bedeutsam, daß mir bereits in meinem dreizehnten¹⁾ Lebensjahre alle Systeme der freien Denker vorgetragen wurden und zwar durch einen ehrwürdigen Geistlichen, der seine sacerdotalen Amtspflichten nicht im geringsten vernachlässigte, so daß ich hier frühe sah, wie ohne Heuchelei Religion und Zweifel ruhig neben einander gingen, woraus nicht bloß in mir der Unglaube, sondern auch die toleranteste Gleichgültigkeit entstand.“ In ähnlicher Weise äußerte er sich Fanny Lewald gegenüber²⁾; in den „Geständnissen“ (VI, S. 69) meint er sogar, der Besuch der Vorlesungen des Rektors Schallmeyer müsse ihm „vor den Assisen im Tale Josaphat als *circonstance atténuante* angerechnet werden“.

Schallmeyer scheint indessen am Katholizismus noch festgehalten zu haben, denn er machte Heines Mutter den Vorschlag, den Sohn katholisch werden zu lassen und ihn dem Dienste der Kirche zu widmen; durch seine Verbindungen werde es ihm möglich sein, ihm zu einem hohen Kirchenamt zu verhelfen. Heines Mutter lehnte das Anerbieten ab, was sie, wie Heine wissen will, in späteren Lebensjahren bereute.

Wir finden nirgend ein Anzeichen, daß Samson oder seine Fran der katholischen Religion feindlich gesinnt gewesen wären. Sie standen ihr wahrscheinlich gleichgültig gegenüber; dem von Heines Biographen gern erwähnten Umstande, daß Samson, der einer überkommenen Verpflichtung gemäß bei Prozessionen vor seinem Hause einen Altar errichten mußte, diesen in besonders schöner Weise ausschmückte, legen wir kein Gewicht bei, weil das jeder Handelsjude in katholischen Gegenden tut.

¹⁾ Nach den neuern Festsetzungen im fünfzehnten. — ²⁾ Westermann Bd. 62, S. 104.

Wohl aber unterliegt es keinem Zweifel, daß die Schönheit des katholischen Kultus auf den jungen Heine Eindruck machte und ihn zur Bewunderung hinriß. „Ich war immer ein Dichter,“ sagt er selbst (VI, S. 66), „und deshalb mußte sich mir die Poesie, die in der Symbolik des katholischen Dogmas und Kultus blüht und lodert, viel tiefer als anderen Leuten offenbaren“¹⁾. Dieses Interesse war aber ein rein ästhetisches, wie es bei vielen romantischen Dichtern zu finden ist.

Seine freigeistige Gesinnung erhielt durch den vertrauten Umgang mit einem atheistischen älteren Schulgenossen reiche Nahrung. Lange dauerte diese Freundschaft nicht, sie ward ersetzt durch den Verkehr mit einem anderen älteren Mitschüler, dem er noch lange Jahre herzlich zugegan blieb. Christian Sethe, dessen Erscheinung uns durch die Schrift von Hermann Hüffer näher gekommen ist, der Sohn einer angesehenen preußischen Beamtenfamilie, bildete einen völligen Gegensatz zu Heine. Hier lodernde Phantasie, Mangel an Stetigkeit und Ausdauer, warme, aber nicht tiefgehende Empfindung, leichte Erregbarkeit — dort eine auf das Praktische gerichtete, ruhige und gemessene Natur, strenger Ordnungssinn und großes Pflichtbewußtsein. Sethe war Heines Mentor, er hielt ihn von unüberlegten Streichen zurück, beschützte den schwächlichen Knaben gegen die manchmal handgreiflichen Neckereien antisemitischer Schulkameraden und schenkte seiner poetischen Begabung volle Bewunderung. Das gute Einvernehmen dauerte lange Jahre; erst als Heine Wege einschlug, auf denen der charaktervolle Sethe ihm nicht folgen konnte, trat eine Entfremdung ein.

Leider haben Sethe und andere minder intime Freunde Heines ihre Wissenschaft über den Dichter mit in das Grab genommen, so daß wir fast nichts über Heines erste poetische Versuche und die Dichter, die er in jener schwärmerischen Jugendzeit las, wissen; daß er im Banne der Romantik, namentlich der phantastischen Dichtungen G. Th. N. Hoffmanns, lag, dürfen wir indes als gewiß annehmen. Seine Schriften beweisen es, und in seinem Werke über die romantische Schule sagt er (V, S. 344), daß er 1813 Uhland — in diesem Jahre gab Uhland mit Justinus Kerner den „Deutschen Dichterwald“ heraus, während die Gedichte Uhlands erst 1815 erschienen — in überströmender Begeisterung zu feiern vermocht habe. Damals habe er ihm nahe gestanden an Empfindung und Denken, damals habe ihm herrlich gedünkt jenes chevalereske und katholische Wesen, jene sanften Knappen und sittigen

¹⁾ Vgl. auch Westermann Bd. 62, S. 104.

Edelfrauen, jene Mönche und Nonnen, jene blassen Entsagungsgefühle mit Glockengeläute. Vielleicht hat er damals in ähnlichem Geiste gedichtet; bis jetzt ist von diesen Versuchen indessen nichts ans Licht gekommen. Wohl aber zeigt uns ein frühestens Ostern 1815¹⁾ entstandenes Gedicht: „Die Wünnebergiade“ den jungen Heine bereits als losen Spötter, der in durchaus nicht feiner Weise über einen Studiengenossen am Lyzeum sich lustig macht.

Trotz seiner Begabung gehörte Heine nicht zu den besten Zöglingen des Lyzeums. Er zählte zu den Knaben mit später Entwicklung. In den sieben Jahren seiner Schülerzeit erhielt er nicht ein einziges „Ehrenbuch“, obwohl für solche Belohnungen jährlich sechzig Reichstaler aufgewendet wurden. Ja, er brachte sogar das Kunststück fertig, seinen Namen nie in die Rubrik: „Ehrenvolle Erwähnung derer, welche den Belohnten zunächst folgen,“ hineinzubekommen, obwohl die Klassen sehr klein waren. Auf die Oberklasse entfielen 1810/11 bei 10—13 Schülern allein etwa 60 Auszeichnungen!²⁾ Dafür bereitete er seinen Lehrern durch sein übermütiges und spottlustiges Wesen nicht geringe Schwierigkeiten. Peter Cornelius erzählte³⁾ dem Dr. H. Riegel, als er einmal für seinen älteren Bruder Lambert die Elementarschule für Zeichenunterricht überwachte, habe er infolge eines Lärms der Schüler den jungen Heine schwer geprügelt und den Malstock an ihm abgeschlagen. Heine vergaß niemals eine ihm zuerkannte Strafe, wenn er sie auch redlich verdient hatte; vielleicht waren es diese Prügel, wofür er nachher an dem edeln Peter Cornelius Rache nahm. (I, S. 406.)

Wie außer Heine auch andere ehemalige Schüler bezeugen, fehlte es zwar am Lyzeum nicht an Mißständen, aber trotzdem mangelte es einem strebsamen Jüngling durchaus nicht an Gelegenheit und Mitteln zu vielseitiger Geistesbildung. Tatsächlich ist denn auch aus dem Lyzeum eine ziemliche Zahl bedeutender Männer, wie Franz von Zueggaglio, Anton Pelman, Chr. Sethe, Alex. v. Daniels und Ludwig Schopen, hervorgegangen.

Da Heine aber wahrscheinlich erst Ostern 1815 die Schule verließ, wie Asbach annimmt, der auf des Dichters Angabe, daß er mit anderen Schülern dem Vaterlande beim Wiederausbruch des Krieges seine Dienste angeboten habe, besonderes Gewicht legt, so stand er noch „mindestens ein halbes Jahr unter der strengen Zucht des neu eingerichteten Gym-

¹⁾ Allgem. Btg. 1899, Nr. 280. — ²⁾ Deutsche Dichtung Bd. 28, S. 125.

³⁾ Riegels Cornelius.

naßums" und nahm an des trefflichen K. W. Kortüm „vertieftem Unterrichte" teil.¹⁾

Daß die patriotische Begeisterung, die nach der Schlacht bei Leipzig auch das Rheinland mächtig erfaßte, unseren Dichter ebenfalls mitriß, beweist ein Gedicht, das Professor Elster in der „Zeitschrift für Deutsche Dichtung" (Bd. 25) mitteilt und das Deutschlands Befreiung von der Fremdherrschaft feiert.

Als Heine vier Jahre später, nachdem alle Versuche gescheitert waren, einen Kaufmann aus dem phantastischen, nervösen Jüngling zu machen, mit Zustimmung seines Onkels Salomon nach Bonn auf die Universität zog, mußte er behufs Zulassung zur Alma Mater eine Prüfung machen, da das Maturitätsexamen am Düsseldorfer Gymnasium damals noch nicht üblich war. Er bestand die Prüfung im Dezember 1819 zwar, aber mit der Note III, ein Beweis, daß er entweder auf dem Gymnasium nicht übermäßig viel gelernt oder das Gelernte inzwischen meist wieder vergessen hatte. In der Geschichte, sagt das Protokoll, sei er nicht ohne alle Kenntnisse, einen lateinischen Aufsatz habe er nicht geliefert, weil er von unsicherer Kenntnis und zu geringer Übung sei; zu einer Prüfung in der Mathematik habe er sich nicht verstanden; seine deutsche Arbeit, obwohl auf wunderliche Weise gefaßt, beweise ein gutes Bestreben.²⁾ Dagegen soll er nach der Aussage seines Bruders Maximilian die englische und französische Sprache am Lyzeum gründlich erlernt haben.³⁾ Der Unterricht im Deutschen hat während der ganzen Zeit keine guten Früchte gezeigt, denn Heines Briefe an Sethe aus dem Jahre 1816 wimmeln noch von grammatischen Fehlern.

Früh schon machte Heine in der Liebe, deren Sänge er in gutem und schlechtem Sinne werden sollte, seine Erfahrungen. Der Hang zum weiblichen Geschlechte regte sich schon in den Schülerjahren in ihm und ward durch die Lektüre der unsaubern französischen Romane genährt. Heine hatte ein sehr reizbares Nervensystem, und man scheint nichts getan zu haben, um es zu schonen und die rege Phantasietätigkeit des Knaben in vernünftiger Weise zu regeln. Wie sein Bruder Maximilian⁴⁾ erzählte, liebte er 1813 die Tochter des Kriegsrats von A. Als er einst bei einem feierlichen Schulaktus den Schillerschen „Taucher" vorzutragen hatte, fiel sein Blick plötzlich auf das in den ersten Bänken

¹⁾ Allg. Ztg. 1899, Nr. 246. — ²⁾ Hüffer S. 102. — ³⁾ Das entspricht den Tatsachen nicht. Nach zwanzigjährigem Aufenthalte in Frankreich brachte Heine noch keinen korrekten französischen Brief zustande. Wie für Mathematik, ging ihm auch das Talent für Sprachen ab. Bez, S. 165 ff. — ⁴⁾ Erinnerungen S. 121.

vor ihm sitzende junge Mädchen. Er erbleichte, stockte, konnte nicht weiter deklamieren und sank endlich ohnmächtig zu Boden. Und doch kannte er die junge Dame nur von Angesicht!

Eine andere Liebelei fesselte ihn in ernsterer und, wenn seine „Traumbilder“ in der That hier ihren Ursprung haben (VII, S. 503), nicht unbedenklicher Weise. Sefchen (Josepha), die bleiche Tochter des Scharfrichters von Düsseldorf, zog ihn an, weniger durch ihre Schönheit, als durch den Reiz des Unheimlichen, der sie als das Kind „unehrlicher Leute“ umgab. Sefchen war sangeslustig und kannte eine Menge Volkslieder, meist schauerigen Inhalts, die der junge Heine sich gern von ihr vorsingen ließ und in seiner allen grellen Kontrasten zugewandten Phantasie weiter ausgestaltete. Heine hat dieser Liebschaft in seinen „Memoiren“ gedacht; Wahrheit wird hier mit Dichtung versetzt sein, wie denn fast jede persönliche Erfahrung von Heine als Grundlinie phantastischer und humoristischer Arabesken benutzt wurde.

II.

Frankfurt a. M. — Hamburg — Bonn — Göttingen.

(1815—1821.)

Als sich im Frühjahr 1815 die oberste Klasse des Gymnasiums infolge der kriegerischen Zeitläufte auflöste, bestimmte Betty Heine — der Vater scheint bei solchen Entschliessungen wenig in betracht gekommen zu sein — den Sohn für den Kaufmannsstand. Ein unglücklicherer Beschluß konnte nicht gefaßt werden; den leidenschaftlichen, reizbaren und haltlosen Jüngling auf eigene Füße stellen, seinen phantasievollen Geist zu einer Beschäftigung anhalten, die seiner ganzen Anlage so fern wie nur möglich war, hieß ihn dem Verderben aussetzen. Die Eltern sandten den Sohn in die Kämpfe des Lebens — er kehrte nicht als Sieger zurück.

Noch im Frühjahr 1815 reiste Samson mit dem Sohne nach Frankfurt am Main, wo Heinrich bei dem Bankier Rindsfleisch als Volontär das Wechselgeschäft erlernen sollte. Aber bei Rindsfleisch sowohl wie kurz darauf in einem Kolonialwaren-Geschäft erzielte er so geringe Erfolge, daß er nach einem zweimonatlichen Aufenthalt in der alten Krönungsstadt nur wußte, „wie Wechsel ausgestellt werden und Muskatnüsse aussehen“. Dagegen lernte er auf langen Streifzügen Frankfurt nach innen